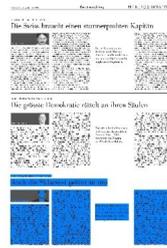




BILDARCH-IV ETH-BIBLIOTHEK ZÜRICH

Der Schatten der Sklaverei

Die Stadt Zürich und Familien wie jene des Eisenbahnpioniers Alfred Escher haben von der Sklaverei profitiert. Das bestätigt ein Bericht der Universität Zürich: Dass nun linke Kreise fordern, sein Denkmal vor dem Hauptbahnhof müsse verschwinden, ist übertrieben, auch wenn die Skulptur 1967 schon einmal kurzfristig nach Wollishofen (Bild) verfrachtet wurde.



Aufarbeitung der Zürcher Verstrickungen

Auch die Sklaverei gehört zu uns



MARC TRIBELHORN

Das Manöver der Zürcher Linken war durchsichtig. Pünktlich zu den letztjährigen Feierlichkeiten zum 200. Geburtstag des liberalen Politikers und Wirtschaftsmagnaten Alfred Escher kochte sie eine im Grunde uralte Geschichte hoch: jene der Verstrickungen der Familie Escher in die Sklaverei. Zwar war Alfred Escher weder Sklavenhalter noch Sklavenhändler. Aber seine beiden Onkel setzten auf ihrer kubanischen Plantage Sklaven ein, sein Vater und sein Grossvater profitierten mutmasslich ebenfalls von Geschäften mit Sklaven – also Sippenhaftung für Alfred, den verhassten einstigen «Zaren von Zürich»!

SP und AL erreichten mit einem politischen Vorstoss, dass diese Verwicklung nochmals untersucht wird. Nun liegt der knapp 50-seitige Bericht eines Historikertrios der Universität Zürich vor. Escher-Fans können vorerst aufatmen: An der Faktenlage hat sich nicht viel geändert, die Escher-Statue vor dem Hauptbahnhof muss nicht subito entsorgt werden – auch wenn dies einige Bilderstürmer weiter fordern. Escher, der die Schweiz im 19. Jahrhundert unermüdlich modernisierte, agierte oft rücksichtslos und war sicher kein sympathischer Zeitgenosse. Aber er ist nicht zu vergleichen mit Figuren wie dem Sklavenhändler David de Pury, dessen Denkmal mitten in Neuenburg zu Recht zur Disposition steht.

Die Studie der drei Historiker ist trotzdem von grossem Wert. Sie fokussiert nämlich nicht nur auf die Eschers, sondern generell auf die Beteiligung der Stadt Zürich und ihrer Bürgerinnen und Bürger an Sklaverei und Sklavenhandel. Das ist klug und nötig. Denn die Sklaverei war in der Schweizer Geschichtsschreibung lange kein Thema und ist erst ansatzweise erforscht. Auch die nun vorliegende Untersuchung kann selbstredend nicht abschliessend sein, sondern nur eine Anregung zum Weiterforschen. Einige der Befunde mögen für Geschichtsinteressierte nicht gänzlich neu sein. Für die breite Öffentlichkeit in-

des sind sie sehr wohl überraschend – und irritierend.

Zürich war seit dem 17. Jahrhundert in mannigfacher Weise mit der Sklaverei verbunden. Die Stadt investierte auf der Suche nach lukrativen Kapitalanlagen zeitweise in dieses Zwangssystem. Viele Zürcher bewegten sich erstaunlich früh in Übersee und kamen so in Kontakt mit der Sklaverei. Sie standen als Händler oder Krieger im Sold ausländischer Kolonialunternehmen, besaßen in Guadeloupe oder Guyana Plan-

Das Thema Sklaverei zeigt, dass die lokale und nationale Vergangenheit eine weltweite Dimension hat, die bisher zu wenig beleuchtet war.

tagen, die von unfreien Arbeitskräften bewirtschaftet wurden. In Zürich bedruckte Baumwollstoffe wurden unter anderem zum Tausch gegen Sklaven verwendet; Zürcher Firmen bezogen noch im 19. Jahrhundert Baumwolle von Sklavenplantagen in den USA.

Das alles machte Zürich längst nicht zu einem «big player» in diesen aus heutiger Sicht verwerflichen Geschäften, aber die Verstrickungen lassen sich eben auch nicht ignorieren. Die Autoren schreiben: «Festzuhalten bleibt, dass Zürcher Kapital einen kleinen, aber nicht unbedeutenden Teil des Sklavenhandels und der transatlantischen Plantagenwirtschaft finanzierte.»

Das Thema Sklaverei zeigt – wie der schweizerische «Kolonialismus ohne Kolonien» –, dass die lokale und nationale Vergangenheit eine weltweite Dimension hat, die bisher zu wenig beleuchtet war. Die Beschäftigung damit kann zum besseren Verständnis heutiger Globalisierungsprozesse beitragen. Vor allem aber führt der neue Blick zu einem realistischeren Verständnis der eigenen Geschichte: Schon früh war die Eidgenossenschaft in der weiten Welt präsent. Gefragt sind mehr nüchterne Erzählungen, welche die Schweiz nicht nur aus sich heraus erklären, sondern in ihrer globalen Verflechtung – und auch Unappetitliches nicht verschweigen. Moral und Anklage braucht es dafür jedoch nicht.



An Alfred Escher und seinem Denkmal wird seit Jahrzehnten gerüttelt: 1966 wird die Statue wegen des Umbaus des Bahnhofplatzes temporär an einen anderen Ort versetzt.

BILDMARKET 674 ZÜRICH

Zürich hat von der Sklaverei profitiert

Ein Bericht der Universität Zürich, erstellt im Auftrag der Stadt, listet die Bezüge von Zürich und dessen Bürgern zur Sklaverei auf. Auch die Rolle von Alfred Escher und seinem Vater wird thematisiert.

ADI KÄLIN

Schon Mitte des 19. Jahrhunderts waren Alfred Escher und sein Vater Heinrich heftigen Vorwürfen ausgesetzt, wonach sie sich als Sklavenhändler und Sklavenhalter betätigt hätten. Die Angriffe waren politisch motiviert, zielten auf den nicht mehr geschäftlich aktiven Vater, sollten aber den Sohn treffen, den erfolgreichen Politiker und Wirtschaftspionier. Alfred Escher selber sprach von «teuflischen Angriffen», den Verleumdungsprozess gegen deren Urheber gewann er damals.

Dass nicht Alfred Escher und sein Vater Heinrich Sklavenhalter waren, sondern seine beiden Onkel Fritz und Ferdinand, weiss man im Detail seit drei Jahren. 2017 gelang dem Historiker Michael Zeuske dank Archivforschungen in Havanna der Nachweis, dass die



Familie Escher damals eine Kaffeeplantage mit über achtzig Sklavinnen und Sklaven in Kuba besass. Die SP und die AL forderten daraufhin im Stadtparlament, dass diese Geschichte detailliert aufgearbeitet werde.

Der Bericht zum Thema, den die Präsidialabteilung beim Historischen Seminar der Universität Zürich in Auftrag gegeben hat, liegt nun vor (Lehrstuhl Gesine Krüger, Autoren der Studie: Frank Schubert, Marcel Brengard, Lukas Zürcher). Er dreht sich nicht nur um die Familie Escher, sondern handelt auch sämtliche bekannten Beziehungen der Stadt Zürich und ihrer Bürger (von Bürgerinnen sind keine solchen Geschäfte bekannt) sehr ausführlich ab. Vieles davon war bekannt, einiges etwa aus einem früheren Bericht zum gleichen Thema aus dem Jahr 2007, auf den die Forschungen für die neue Studie abstellten. Es konnten aber neue Quellen ausgewertet werden, die damals nicht zur Verfügung standen, etwa die Akten der Zinskommission, die nun im Staatsarchiv liegen.

Bei der Betrachtung der Familie Escher geht es vor allem um Alfred Eschers Onkel Fritz und Ferdinand, die sich immer wieder in wirtschaftliche Schwierigkeiten brachten und dann vom erfolgreicheren Bruder Heinrich finanzielle Hilfe benötigten. Um 1815 war es wieder einmal so weit: Die beiden mussten Russland verlassen. Heinrich ermöglichte ihnen den Kauf einer Kaffeeplantage in Kuba, damit sie sich dort eine neue Existenz aufbauen konnten. Etwa um 1820 dürften die beiden Onkel in Kuba angekommen sein – just in dem Jahr, als dort der Handel, nicht aber das Halten von Sklaven, verboten wurde. Zur Plantage Buen Retiro gehörten achtzig Sklavinnen und Sklaven. Fritz und Ferdinand waren also Sklavhalter; ob sie in irgendeiner Form auch am Handel beteiligt waren, kann der Bericht nicht klären. 1826 kehrte Ferdinand überraschend nach Zürich zurück, 1845 starb Fritz, worauf die Plantage auf Heinrich Escher übertragen wurde.

Von zwei Fragen liessen sich die His-

toriker der Universität Zürich vor allem leiten: Sie wollten zum einen herausfinden, welche Rolle Alfred Escher gespielt hat. Zum andern interessierten sie die Fragen, wie die Familie von der Sklaverei profitiert hat und ob allenfalls Geld aus diesen Geschäften in Alfred Eschers Gründungen und Stiftungen geflossen ist – von der Rentenanstalt über die Kreditanstalt bis zur Nordostbahn. Escher war ja damals der zentrale Motor für die wirtschaftliche Entwicklung Zürichs und hat massgeblich dazu beigetragen, dass aus dem verschlafenen Städtchen an der Limmat die heutige Metropole wurde.

Alfred Escher Beitrag zur Geschichte war, dass er seinem Vater beim Verkauf der Plantage half, indem er auf Kuba einen Vertrauensmann fand, der das Geschäft abwickeln sollte. Wie viel der Verkauf einbrachte, ist nicht bekannt. Es sei wohl kein Verlustgeschäft gewesen, heisst es im Bericht. Der Historiker Joseph Jung, der sich in den letzten Jahren eingehend mit der Geschichte Alfred Eschers befasst hat, macht darauf aufmerksam, dass sich Heinrich Eschers Vermögen in all den Jahren kaum verändert habe; mit dem Geld aus dem Plantagenverkauf habe er zunächst auch diejenigen Schulden ausgleichen müssen, die Fritz noch bei ihm gehabt habe.

In der Gesamtbeurteilung kommt der Bericht zu dem Schluss, dass die Verstrickungen der Familie Escher in Geschäfte rund um die Sklaverei «aussergewöhnlich» gewesen seien. Rechnet man noch die Beteiligungen von Alfred Eschers Grossvater an zwei Sklavenschiffen im 18. Jahrhundert hinzu, waren drei Generationen der Eschers immerhin «tangiert» von der Sklaverei, wie es im Bericht ausgedrückt wird. Wie viel die Familie allerdings aus den Geschäften erwirtschaftet habe, könne nicht beziffert werden. Dafür brauche es weitere Forschungen, heisst es im Fortgang.

Neue Bedeutung für Denkmäler

Was will man nun mit den Erkenntnissen aus dem Bericht anstellen? Haben

sie möglicherweise Folgen für Alfred Eschers Denkmal, das zentral auf dem Bahnhofplatz steht? Oder soll wenigstens eine Erinnerungstafel im Belvoirpark angebracht werden, wo die Eschers einst wohnten?

Von der Gedenktafel halten die Autoren des Berichts wenig – «angesichts der aktuellen Nutzung des Parks». Hingegen könnten alte Denkmäler wie jenes von Alfred Escher künftig an zweierlei gleichzeitig erinnern, «an die Modernisierung der Schweiz und an die frühen globalen Verflechtungen der Stadt, mit all ihren Komplexitäten und Ambivalenzen, auch mit Bezügen zum transatlantischen System, in dem die Sklaverei ein essenzieller Bestandteil war».

Wie stark diese Verflechtungen waren, wird im Bericht sehr ausführlich dargelegt. Man erfährt beispielsweise, dass die Stadt Zürich im 18. Jahrhundert selbst an Unternehmen beteiligt war, die Sklavenhandel betrieben. So kaufte sie etwa im Jahr 1727 Aktien der South Sea Company, die ein Privileg für den Sklavenhandel besass. Allerdings beteiligte sich die Stadt Bern damals mit zehn Mal so vielen Aktien, und 1739 zog sich Zürich auch wieder aus dem Geschäft zurück. Dennoch habe es einen «schönen Gewinn» gegeben, liest man im Bericht. In den Jahren, in denen Zürich die Aktien besass, verschleppte das Unternehmen 36 494 Afrikanerinnen und Afrikaner. Zürich sei zwar kein Big Player gewesen und habe deutlich weniger Anteile an der South Sea Company gehalten als etwa Bern und andere Städte in der Schweiz, in Frankreich oder England, sagte Frank Schubert an einer Medienkonferenz zum Bericht am Dienstag. Immerhin aber sei Zürich stärker beteiligt gewesen als etwa der englische König.

Über die Zinskommission Leu, eine halbstaatliche Organisation, die erst 1798 privatisiert wurde, erwarb Zürich zudem dänische Anleihen. Damit wurde laut dem Bericht der dänische Kolonialbesitz gefestigt und der Sklavenhandel unterstützt. Viele Zürcherinnen und Zürcher beteiligten sich privat an Unternehmungen, die mit Sklaverei zu



tun hatten. Dafür hätten sie immer grosszügige Kredite der Zinskommission erhalten. Auch die Baumwollindustrie war in mehrfacher Hinsicht mit dem Sklavenhandel verflochten. So wurden etwa ab dem 18. Jahrhundert die Indiennes, kunstvoll bedruckte Stoffe, die in Zürich hergestellt wurden, als zentrales Frachtgut und Tauschware für den Sklavenhandel eingesetzt. Ab etwa 1800 wurde die Baumwolle nicht mehr hauptsächlich aus Indien, sondern aus Amerika und der Karibik bezogen. Man habe also Sklavereiprodukte in Zürich veredelt, heisst es im Bericht. Zürichs Industrialisierung sei Teil einer globalen Arbeitsteilung gewe-

sen, die stark auf der Nutzung versklavter Arbeitskräfte beruht habe.

Weitere Schritte werden geprüft

Was wird die Stadt selber nun unternehmen? Stadtpräsidentin Corine Mauch (sp.) sagte vor den Medien, dass man prüfen wolle, wie die Erkenntnisse der Studie im öffentlichen Raum sichtbar gemacht werden könnten. Auf jeden Fall will die Stadt mit allen betroffenen Akteuren aus Wirtschaft und Kultur reden – und selbstverständlich mit dem Kanton als Rechtsnachfolger des alten Zürich. Sie sei «froh, dass man nun

mehr wisse über dieses Kapitel unserer Geschichte», sagte Corine Mauch. Die Schweiz habe auch eine koloniale Vergangenheit, obwohl sie keine Kolonien besessen habe. Sie sei aber sehr früh schon eng verflochten gewesen mit dem internationalen Handel, zu dem auch der Handel mit Sklaven gehört habe. Regierungsrätin Jacqueline Fehr hat im Übrigen angeregt, einen runden Tisch mit Wissenschaftlern aus der ganzen Schweiz durchzuführen. Diese sollen definieren, welchen Fragestellungen rund um Sklaverei und Sklavenhandel sich die Forschung künftig widmen soll.



«Die Statue gehört ins Museum»

nil./ak. · Drei Historiker haben die Zürcher Verstrickungen in Sklaverei und Sklavenhandel untersucht. In Bezug auf Alfred Escher kommen sie zum selben Schluss wie andere Forscher vor ihnen: Der berühmte Industrielle sei nicht selbst am Sklavenhandel beteiligt gewesen und habe auch keine Sklavenplantage betrieben, heisst es in dem am Dienstag veröffentlichten Bericht. In welchem Ausmass sein Reichtum auf Gewinnen aus der Sklaverei basiere, lasse sich angesichts der Quellenlage nicht eindeutig beantworten. Trotzdem werden in der Zürcher Stadtpolitik Stimmen laut, die Eschers Denkmal vom Bahnhofplatz verbannen wollen. Der AL-Gemeinderat David Garcia Nuñez sagt: «Die Statue gehört ins Museum.»

Es gehe ihm nicht darum, die Leistungen des Industriellen kleinzureden, sondern darum, seine Person nicht unhinterfragt zu idealisieren. «Er hat viel geleistet für die Stadt und die Schweiz. Aber er war bei weitem kein Heiliger», sagt der Gemeinderat. In einem Museum könnten auch die Schattenseiten thematisiert werden. Garcia Nuñez betont, dass dies seine persönliche Meinung sei. Das Thema werde noch innerhalb der Fraktion diskutiert. Ohnehin gehe es in der Debatte um Denkmäler meist um symbolische Fragen. Dabei wäre es sinnvoller, die Thematik zu fördern und die Diskussion voranzutreiben. «Sklaverei war ein Problem in der Schweiz. Das müssen wir transparent machen.»

Michael Kraft von der SP stimmt seinem Ratskollegen zu. Der studierte Historiker findet es eine denkbare Lösung, das Escher-Denkmal in ein Museum zu verschieben und dort in einen historischen Kontext zu setzen. Darüber hinaus

fordert Kraft, dass die gesellschaftliche Debatte darüber, an wen im städtischen Raum erinnert wird, intensiviert wird. «Das findet noch viel zu wenig statt», sagt Kraft. «Die Stadt tut sich schwer mit solchen unbequemen Fragen.» Dabei seien Statuen und andere historische Orte im Stadtbild eine Steilvorlage, um sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen, ist Kraft überzeugt. Sie sollten aber nicht einfach stehen gelassen werden, sondern zu Orten zum Erinnern und Nachdenken werden. Das sei beim Escher-Denkmal bis anhin nicht der Fall.

FDP-Gemeinderat Severin Pflüger hat auf die Frage, was mit der Escher-Statue vor dem Hauptbahnhof geschehen soll, eine kurze und knappe Antwort parat: «Stehen lassen.» Zwar stimmt der Rechtsanwalt seinen beiden linken Ratskollegen zu, dass historische Figuren hinterfragt und alle ihre Facetten aufgedeckt werden sollten. Deswegen müsse man aber noch keine Statue vom Sockel holen. Eschers Verdienst für die moderne Schweiz sei unbestritten und das Denkmal deshalb absolut gerechtfertigt, findet Pflüger. Wenn die Statue abgeräumt werden würde, müssten ganz viele andere aber auch aus dem Stadtbild verschwinden. Der Reformator Ulrich Zwingli habe sich schliesslich in Bezug auf den Antisemitismus auch nicht mit Ruhm bekleckert. Pflüger begrüsst die öffentliche Debatte über das Thema. Doch es sei falsch, wenn historische Fragen in der Politik instrumentalisiert würden. «Geschichte passt nicht in ein Schema von links und rechts, und wo Licht ist, ist auch Schatten.»

Unabhängig von der gegenwärtigen Diskussion arbeiten innerhalb der Stadtverwaltung zwei Gremien, die sich

mit Denkmälern befassen, aber auch mit Ortsbezeichnungen, die rassistisch wirken können. Das ist zum einen die Arbeitsgruppe Kunst im öffentlichen Raum, die nicht nur für die Vermittlung von Kunst zuständig ist, sondern auch Empfehlungen zu bestehenden Kunstwerken abgibt. Zum andern befasst sich auch die interdepartemental tätige Arbeitsgruppe Rassismus mit möglichem Rassismus im Stadtbild.

Auch die drei Verfasser des Berichts haben den Umgang mit Denkmälern auf nüchterne Art und Weise thematisiert. Es liege im Wesen der Geschichte, dass sie stets mit neuen Fragestellungen geschrieben werde, heisst es im Bericht. Das werfe neue Fragen zu Denkmälern auf, die selbst historische Quellen sind. Das Escher-Denkmal könnte laut den Forschern gleich an zweierlei erinnern: nicht nur an die Modernisierung der Schweiz, sondern auch an die frühen globalen Verflechtungen der Stadt – «mit all ihren Komplexitäten und Ambivalenzen, auch mit Bezügen zum transatlantischen System, in dem die Sklaverei ein essenzieller Bestandteil war».

Wie diese Idee konkret umgesetzt werden könnte, beantworten die Historiker nicht. Vielmehr spielen sie den Ball zurück an den Gemeinderat. «Die kritische Untersuchung des historischen Erbes – auch im öffentlichen Raum – am Beispiel von mit Denkmälern geehrten Persönlichkeiten nimmt der Geschichte nichts weg, sondern fügt ihr etwas hinzu», zitieren sie die Historikerin Gesine Krüger von der Universität Zürich. Deshalb, schliessen die Forscher, sollte eine kommunale Geschichtspolitik Raum lassen für eine gesellschaftliche Debatte um die Frage, wer und was im städtischen Raum wie erinnert wird.